

Nur ein Kongress? Über die soziale Praxis des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München

Von Anika Tipp

Wer glaubt, dass es sich bei einem Soziologen-Kongress bzw. dessen Thema schlicht um eine Veranstaltung handelt, bei welcher viele hochkarätige Fachmänner und -frauen versuchen, gemeinsam dieses Thema zu bearbeiten und gegebenenfalls eine Lösung dafür zu finden, der irrt gewaltig. Für nicht-soziologisches Publikum wird dies gerade im Hinblick auf den 32. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München schwierig nachzuvollziehen sein, denn in diesem Jahr stellte sich die soziologische Prominenz *dem* Thema schlechthin: »Soziale Ungleichheit – kulturelle Unterschiede«. Und wenn ein soziologisches Thema in der Öffentlichkeit auf Anschlussfähigkeit stoßen kann, dann dieses¹. Doch was sich mir bei dem Besuch und der damit unweigerlich einhergehenden Beobachtung des Kongress-Geschehens offenbarte, waren weniger die – möglicherweise vom nicht-soziologischen Beobachter ersehnten – Lösungsansätze zur Bekämpfung sozialer Ungleichheit oder der Integration kultureller Unterschiede – nein! Was sich mir bot, glich vielmehr einem Kampf – im klassisch bourdieuschen Sinne² – innerhalb des Feldes der Wissenschaften. Einem Kampf um Anerkennung, Anschlussfähigkeit, Kritik, Veröffentlichungen – kurz: wissenschaftliche Reputation. Außer Frage steht natürlich, dass es sich dabei um hochkarätige VertreterInnen sämtlicher soziologischer Perspektiven handelt. Ebenso unbestritten lässt sich die Bearbeitung des für den jeweiligen Kongress gewählten Themas erkennen. Jedoch – und dies erschließt sich vielleicht nicht unbedingt auf den ersten Blick, wenn man ein solches Spektakel betrachtet – ging es hier um ganz andere Dinge, als um das Programm »Soziale Ungleichheit – kulturelle Unterschiede«. Das Thema an sich wäre beliebig austauschbar – die Praxis des Kongresses würde sich bei jedem anderen Thema in ähnlicher Weise zeigen.

Um mich dieser Praxis schrittweise anzunähern, werde ich mich zunächst diversen Vorträgen widmen, die sich inhaltlich von abstrakter Theoriereflexion (Soziologie – *revised*) bis hin zu politischen Empfehlungen erstrecken (Soziologie – *applied*). Anhand der Betrachtung dieser Vorträge, weiterer Veranstaltungen und des Kongress-Geschehens insgesamt (Soziologie – *observed*), möchte ich daran anschließend, mit dem sich für den Kongress – sowohl immanent als auch transzendent³ – anbietenden Ansatz von Bourdieu, meine Eindrücke schildern und diese gleichermaßen einer Revision mit Hilfe des systemtheoretischen Blicks nach Luhmann⁴ unterziehen.

- 1) Ein Überblick zur Aufmerksamkeit der Presse findet sich unter: <http://www.sozioologie.de/dgs/kongress04.htm>
- 2) Ich denke hier im Speziellen an die Abhandlung »Homo Academicus« (1998; besonders: Kapitalarten und Formen der Macht. In: Ders.: Homo academicus. Frankfurt am Main, S. 132-211).
- 3) Bourdieus Theorie sozialer Ungleichheit war – implizit wie auch explizit – nahezu allgegenwärtig, drängte sich praktisch auf, um dem Thema theoretisch angemessen zu begegnen. Doch lässt sich Bourdieus Theorie nicht nur kongressimmanent nutzen, sondern auch im Hinblick auf die *Praxis* des Kongresses. Ganz im Sinne Bourdieus soll hier also eine Soziologie der Soziologen angerissen werden.
- 4) Ohne dies näher zu erläutern zu wollen: meine abschließende These über die Eigenart eines Kongresses rekurriert auf: Luhmann, Niklas (1991): Funktionale Methode und Systemtheorie. In: Ders.: Soziologische Aufklärung 1 – Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme. Westdeutscher Verlag, S. 31-53.

Soziologie – revised

Dass man mit Hilfe der Ansätze Luhmanns und Bourdieus zu ganz unterschiedlichen Ergebnissen kommen kann, bzw. ihre oberflächliche Ähnlichkeit dazu einlädt, sie genauer zu untersuchen, zeigte sich auch auf dem Kongress. Die Sektion »Soziologische Theorie« widmete sich gleich einen ganzen Nachmittag dem Thema »Bourdieu und Luhmann: Konvergenzen und Komplementaritäten«.

Hier stellte zunächst Frank Hillebrandt grundsätzliche Überlegungen zur Vermittlung der beiden Gesellschaftstheorien an. In seinem Vortrag »Praxisfelder ohne System oder Funktionssysteme ohne Praxis?« ging er der Frage nach, wie sich das Konzept einer *kommunikativ* aufgebauten Systemtheorie – die ihr vorwiegendes Bezugsproblem in der Reproduktion einer funktional-differenzierten Gesellschaft sieht – mit einer *praxisorientierten* Theorie – deren Bezugsproblem die Herstellung und Stabilisierung sozialer Ungleichheit ist, welche durch das Verhältnis von »objektivierter und inkorporierter Geschichte« (Hillebrandt 2004:7) mit einem sozialen Akteur im Zentrum der Betrachtung reproduziert wird – (un)möglicherweise miteinander verbinden ließe. In Bezug auf die Erkenntnisstile sah Hillebrandt bei diesen Gesellschaftskonzepten kaum Möglichkeiten der Vermittlung, da sich die Interessen zu weit voneinander entfernt zeigten: Luhmann, der sich für den funktionalen Erhalt des gesamten Gesellschaftssystems interessiert, und Bourdieu, welcher um die Untersuchung der »Genese spezifischer Interessen, die sich in einem Praxisfeld bilden, ohne Bezug zu einer Funktion für das Gesamtensemble der Praxisfelder« bemüht ist (vgl. ebd.: S. 9). Eben diese Tatsache, dass Bourdieu keine funktionalen Antworten geben könne, behindere eine Verknüpfung maßgeblich (vgl. ebd.: S. 8). Andererseits – so blieb am Ende die Antwort nach der Kompatibilität der beiden Ansätze relativ uneindeutig – bestünden gewisse Optionen, das Eine mit dem Anderen zu verknüpfen. Beispielsweise könnte, durch die Verbindung der Luhmannschen Sachlichkeit und Systematik mit dem praktischen Sinn Bourdieus, der Systemtheorie eine Nachprüfbarkeit des Einflusses der Funktionssysteme auf die lebensweltlichen Akteure angeboten werden. Die Theorie Sozialer Ungleichheit könnte hingegen, durch die Orientierung an entmoralisierten und entpolitisierten differenzierungstheoretischen Interessen, von ihrem »Übergewicht der Macht- und Herrschaftssoziologie« befreit werden (vgl. Hillebrandt 2004:11). Ganz so unmöglich, wie anfangs angenommen, schien eine Vermittlung also doch nicht zu sein.

Dass nicht alle Auditoren mit dieser Darstellung der beiden Theorien einverstanden waren, zeigte sich unter anderem an der Bemerkung seitens Armin Nassehi, welcher die Reflexion der Ansätze zu oberflächlich einschätzte und bedauerte, dass sich der Redner nicht tiefer auf die Theorien eingelassen hätte. Im Hinblick auf den Funktionalismus wies Nassehi darauf hin, dass sich die Funktionalität bei Luhmann auf Bezugsprobleme beziehe und damit auf einer anderen Ebene zu verorten sei als bei Bourdieu – wodurch das erste Ergebnis der Unvermittelbarkeit nicht überrasche, jedoch zu einfach gedacht sei.

Im Anschluss daran wandte sich Barbara Kuchler von rein abstrakten Theorievergleichen ab. Anhand des empirischen Beispiels »Wohlfahrtsstaat« zeigte sie eine Ähnlichkeit der bourdieuschen und luhmannschen Theoriebildung auf, die sich jedoch in Unterschieden bei der Umsetzung zeigen sollte. Beide Ansätze gingen mit dem Wohlfahrtsstaat anders um, als es in Bezug auf ihre Theorieästhetik zu erwarten sei: sie schlossen sich einer »common-sense« Vorstellung von Wohlfahrtsstaat an, wie sie in den Massenmedien und in politischer Kommunikation kursiere (vgl. Kuchler 2004:1). Kuchler führte diese Annäherung an die öffentliche Meinung auf Strukturmerkmale in der Theoriebildung von Bourdieu und Luhmann zurück. Die Frage nach der common-sense Auffassung des Wohlfahrtsstaates sei im jeweiligen Bezug zu den Funktionssystemen bzw. Feldern zu beantworten, welcher sich je nach Theorie unterschiedlich gestalte. Die Auffassung Bourdieus sei eher links, die Luhmannsche dagegen eher rechts orientiert.

Aufgrund der *asymmetrisch* konstruierten Theorie Bourdieus, der den Wohlfahrtsstaat als »Beschützer« der beherrschten Klasse vor der übermächtigen Wirtschaft sieht, ergäbe sich ein einseitiger Autonomiebegriff zu Gunsten des politischen Feldes. Bourdieu schreibe der Politik eine autonome Stellung im Gesellschaftsgefüge zu, da nur sie in der Lage sei, sich den Einflüssen der Wirtschaft zu entziehen, bzw. ihnen entgegenzuwirken. Es erscheint überraschend, dass der Wirtschaft nicht ebenso Autonomie zugesprochen würde. Doch es läge in der Logik der bourdieuschen Autonomievorstellung – als Abkopplung von der Wirtschaft – dass der Politik, nicht aber der Wirtschaft eine autonome Stellung zugeschrieben würde, wodurch die Schutzfunktion der Politik ihre theoretische Rechtfertigung fände (vgl. ebd.: S. 2f). Der Wohlfahrtsstaat wird also eng am politischen Feld geführt, was mit einer einseitigen Verwendung des Autonomiebegriffs einhergeht. So asymmetrisch wie sich das Verhältnis des politischen zum wirtschaftlichen Feld im Hinblick auf die Vormachtstellung in der Gesellschaft zeigte, zeige sich umgekehrt das asymmetrische Verhältnis der beiden Felder im Hinblick auf Autonomie: In Kuchlers Sinn also völlig konsequent und entsprechend der Struktur der Theorieanlage.

Bei Luhmann hingegen führte sie die common-sense Vorstellung des Wohlfahrtsstaates auf seine *symmetrisch* angelegte Theorie zurück. Aufgrund der Autonomie aller Systeme überfordere sich der Wohlfahrtsstaat mit seinem Bestreben, in andere Systeme eingreifen zu wollen, um potenzielle politische Missstände zu bearbeiten. Hierin sah Kuchler eine umgekehrt einseitige Verwendung des Autonomiebegriffs, da Luhmann allen Systemen Autonomie unterstellt – außer dem Politischen in Bezug auf den Wohlfahrtsstaat. Da die Theorie auf absoluter Symmetrie der Funktionssysteme aufgebaut ist, könne der Politik keine Vormachtstellung eingeräumt werden. Dies versuchte Kuchler mit einem Exkurs über die Abhandlungen Luhmanns zum Rechtsstaat zu bekräftigen. Diesem käme eine gewisse »Zentralstellung in der Gesellschaft zu, indem die Politik für die Autonomiesicherung aller möglichen anderen Systeme zuständig« sei (vgl. Kuchler 2004:9; Herv. i. Orig.). Durch die symmetrisch angelegte Systemtheorie könne das Modell des Rechtsstaates, der andere Systeme durch Übergriffe aus dem eigenen System schütze, nicht auf den Wohlfahrtsstaat, der hier die anderen Systeme vor Eingriffen der Politik schützen würde, übertragen werden, weshalb Luhmann die common-sense Variante gewählt habe. Mit dieser Analyse der strukturellen Bedingungen, die in der Theorieanlage nach einer common-sense Auffassung des Wohlfahrtsstaates verlangten, unterfütterte Kuchler nachvollziehbar ihre Ausgangsthese, dass die Gemeinsamkeit der Auffassung in unterschiedlicher Weise – bei Luhmann *symmetrisch*, bei Bourdieu *asymmetrisch* – ihren Sinn und ihre Umsetzung findet. Abschließend verwies Kuchler auf die vernachlässigte Betrachtung der möglichen Primatstellung diverser Teilbereiche der Gesellschaft und regte an, diese vermehrt zu untersuchen.

Das Plenum reagierte begeistert. Kritik äußerte Armin Nassehi in Bezug auf die Verwendung des Autonomiebegriffs im Vortrag – die von Kuchler kritisierte Verwendung einer common-sense Vorstellung des Wohlfahrtsstaates sei ihr im Hinblick auf den Begriff der Autonomie unterlaufen. Insgesamt jedoch handelte es sich bei diesem Vortrag um eine Glanzleistung des Kongresses – sehr reflektiert, schön formuliert und ein Paradebeispiel dafür, wie spannend soziologische Theorie sein kann.

Auch andere Veranstaltungen beschäftigten sich mit Theorievergleichen bzw. der Verknüpfung von Theorien. Der Versuch, die – laut Thomas Schwinn – beiden getrennten Makro-Soziologien »Soziale Ungleichheit« und »funktionale Differenzierung« in Einklang zu bringen oder zumindest aufeinander zu beziehen, wurde im Rahmen der Veranstaltung »Author meets critic« unternommen⁵. Schwinn beanstandete die unverknüpfte Anwendung der

5) Seitens Reinhard Kreckel, Uwe Schimank und Markus Schroer wurde der Sammelband »Differenzierung und soziale Ungleichheit. Die zwei Soziologien und ihre Verknüpfung«, herausgegeben von Thomas Schwinn (2004; Frankfurt a.M.: Humanities Online), besprochen.

beiden Soziologien, da sie seines Erachtens – ohne Berücksichtigung der jeweils anderen – nicht genügend Erklärungskraft für die soziale Welt hätten. Unterstellt wurde eine Vernachlässigung der sozialen Ungleichheit zu Gunsten der Differenzierungstheorie – ihr käme nach Schwinn eine gewisse Primatstellung zu und sei bisher nur empirisch mit sozialer Ungleichheit angereichert worden. Die Idee bzw. das Anliegen des Sammelbandes läge demnach in der Verknüpfung beider Stränge, da nicht nur Differenzierung Auswirkungen auf soziale Ungleichheit, sondern *vice versa* soziale Ungleichheit Einfluss auf die Differenzierung hätte.

Im Anschluss an diese etwas kurz gehaltene Einführung durch Thomas Schwinn eröffnete Reinhard Kreckel die Rezension. Grundsätzlich bezweifelte er, dass es nur diese beiden Soziologien gäbe, schloss sich aber der geäußerten Kritik an, dass die Vorrangstellung der funktionalen Differenzierung nach Luhmann überholt sei. Er bedauerte, dass keine Weiterführung der Weber'schen Tradition angeboten werde und hielt die Dynamik von Gleichheit und Ungleichheit für vernachlässigt.

Uwe Schimank – selbst mit einem Beitrag in dem Band vertreten – unterfütterte die beiden Stränge mit kategorisiertem, methodischem Vorgehen und verschärfte damit gewissermaßen ihre bemängelte Spaltung: *Ungleichheitsforschung* gehe seinem Verständnis nach mit *handlungstheoretischen* Ansätzen einher, die sich auf *aktuelle* Geschehnisse beziehen und somit eine »middle range«-Untersuchung auf *quantitativer* Ebene nach sich zögen. *Differenzierungstheorie* – also Aussagen über gesellschaftliche Differenzierung – würde dagegen mit *Systemtheorie* bzw. Funktionalismus verbunden, bezöge sich auf größere Zeiträume à la Moderne oder Vormoderne und würde eher auf *qualitative* Methoden rekurrieren. Durch diese gewaltigen Unterschiede sei eine Integration beider Stränge in dem Sammelband nicht gelungen, was aber keine Kritik sein solle, sondern die logische Konsequenz – nach Schimank sei dies schlichtweg nicht möglich⁶. Wenn überhaupt, so ließe sich eine punktuelle Verbindung beider »Welten« allenfalls in Hinblick auf *ein* Bezugsproblem bewerkstelligen.

Mit diesen Kritiken bzw. dem Versuch der Verknüpfung beider Stränge handelten sich die Vorredner den Vorwurf der »Integrationsversessenheit« seitens Markus Schroer ein. Nachdem mit solcher Vehemenz an der Vermittlung zwischen Differenzierung und sozialer Ungleichheit gearbeitet wurde, relativierte Schroer diese Unternehmungen, indem er diese konstatierte Ignoranz der beiden Soziologien füreinander für völlig überstilisiert hielt. Seines Erachtens sei die Unterstellung einer nicht vorhandenen wechselseitigen Wahrnehmung der beiden Lager eher schädlich als zuträglich für eine Verknüpfung beider Stränge, da das ständige Hinweisen auf das scheinbar Disparate die »feindliche« Gegenüberstellung nur weiter zementiere. Schroer wies des Weiteren darauf hin, dass sich nur wenige Beiträge des Bandes auf das Schwinn'sche Unternehmen der Vermittlung eingelassen hätten, so dass die Trennung der beiden Soziologien als möglicherweise notwendig – im Sinne des Erhaltes der fachlichen Auseinandersetzung darüber – angesehen werden könne. In seinem Verständnis

6) An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass aus systemtheoretischer Perspektive durchaus eine Verbindung beider Lager möglich sein kann. Eine aktuelle Kritik an der scheinbaren Unvereinbarkeit beider Theorien weist darauf hin, dass eine der Hauptursachen für diese Inkompatibilität in der vorwiegenden Betrachtung der Gesellschaft in der Sozialdimension liegt. Wenn man sich auf die Theorie sozialer Systeme und der damit verbundenen funktionalen Differenzierung auf der Sachebene einlässt – und die Vorstellung einer normativ oder kulturell integrierten Gesellschaft ausblendet – lässt sich erkennen, dass soziale Ungleichheit vor dem Hintergrund gleichrangiger, aber ungleichartiger Funktionssysteme in Form von Asymmetrien in der Sozialdimension betrachtet werden kann. Dass dieses asymmetrische Verhältnis auf der Ebene des Sozialen – also soziale Ungleichheit – für den Erhalt der Funktionssysteme auch noch funktional ist, weist auf die Möglichkeit einer Vermittlung, bzw. die Unmöglichkeit einer kategorischen Trennung hin (vgl. dazu ausführlich: Nassehi, Armin (2004): Die Theorie funktionaler Differenzierung im Horizont ihrer Kritik. In: Zeitschrift für Soziologie 33:98-118).

handle es sich bei dem Sammelband eher um eine Darstellung und Reproduktion der beiden Lager als um deren Verbindung.

Dass sich Bourdieus Theorie auf diesem Kongress nicht nur zu Vergleichen mit der Systemtheorie heranziehen bzw. in Kontrast zu Differenzierungstheorien setzen ließ, zeigte Boike Rehbein im Rahmen der Ad-hoc-Gruppe »Fröhliche Ungleichheit – Der musikalische Ausdruck kultureller Unterschiede im Verhältnis zu sozialen Ungleichheiten«. Sein Vortrag konzentrierte sich auf die Beobachtung einer Heavy-Metal-Clique und ging der Frage nach, ob es sich bei den »Metallern« um ein soziologisch homogenes Milieu handle. In einer sehr publikumswirksamen, weil unterhaltsamen Präsentation mit Hilfe von Fotomaterial stellte er sechs Männern dieser Ultrametaller-Clique sowie deren Lebensläufe vor. Ziel des Vortrages war es aufzuzeigen, dass die von Bourdieu und Vester angenommene Homologie zwischen sozialer Position und Lebensstil hier nicht zwingend aufzufinden sei. Die Lebensläufe – »im Hinblick auf Herkunft, Ausbildung, Titel, Einkommen und Beruf« – der untersuchten Personen erwiesen sich als völlig unterschiedlich, deckten zwei Klassen der bourdieuschen Theorie ab und fanden sich in den verschiedenen sozialen Milieus Vesters wieder (vgl. Rehbein 2004:3). Als Gemeinsamkeit vereine diese unterschiedlichen Typen diese spezielle Musik und der damit verbundene Lebensstil sowie die Einstellung: Masochismus in der Musik, Alkohol, Feiern um jeden Preis sowie ungeheure Toleranz und Freundschaft. Die Biographien würden inwiefern – nach 20 Jahren Untersuchung – die Tendenz aufweisen, sich dem Herkunftsmilieu ihrer Eltern anzunähern. Somit »wäre die Ultrametaller-Szene ein vergängliches Phänomen, das im Grunde keiner soziologischen Erklärung bedarf, weil es nicht bedeutsam genug ist, den sozialen Raum zu strukturieren.« (Ebd.: S. 6) Doch genau hier setzte Rehbein mit seiner Kritik an dem starren Habituskonzept Bourdieus an. Es sei nicht in der Lage, »die Dynamik des Lebenslaufs zu fassen« – Vesters Milieubegriff hingegen sei »zu grob für das zu Verstehende und zu schwammig für die Erfassung der sozialen Struktur.« (Vgl. ebd.: S. 6f) Rehbein regte daher dazu an, mehrere Dimensionen neben den Feldern und deren Relationen untereinander zur Untersuchung mit einzubeziehen. Denn wenn diese Metaller-Szene nicht als Strukturmerkmal zu untersuchen sei, dann als kurzzeitig auf den Feldern auftretende soziale Erscheinung. Zur soziologischen Erfassung dieser böte sich seines Erachtens eine Erweiterung an: neben dem Kapital wäre es hilfreich, die Art und Weise des Handelns im Feld – was Rehbein als Kultur bezeichnete – und die Lebensläufe mit zu berücksichtigen. Hierdurch wäre eine »spezifische und detaillierte Erklärung« dessen möglich, was sich bei der Untersuchung der Ultrametaller zeigte (vgl. ebd.: S. 7).

Dieser Vortrag überzeugte vor allem durch seinen erfrischenden Charakter. Gerade für Studierende zeigte sich, dass empirische soziologische Untersuchungen durchaus auch mit aktuellen »nicht-politischen« Themen verknüpft sein können, ohne auf theoretische Unterfütterung verzichten zu müssen. Des Weiteren könnte dieser Vortrag zur Weiterentwicklung der in letzter Zeit vielleicht etwas ins Hintertreffen geratenen Musiksoziologie beigetragen haben.

Soziologie – *applied*

In der Plenarveranstaltung »Wissen, Macht und Ungleichheit in der Wissensgesellschaft« griff Ellen Kuhlmann ein Thema auf, welches derzeit gewiss keiner weiteren Etablierung bedarf: Das Verhältnis von Arzt und Patient⁷. Politische Bestrebungen – wie beispielsweise die gesetzliche Verankerung einer Patientenverfügung – sollen in der modernen, demokratischen Gesellschaft den Willen des Patienten und dessen Mitspracherecht bei Behandlungsmethoden berücksichtigen. Auch die Einrichtung von Ethikkomitees – gerade in Bezug auf biome-

7) Zur Aktualität und Gegenwärtigkeit dieser Debatte vgl. hierzu beispielsweise www.1000fragen.de.

dizinische Fragestellungen – in Krankenhäusern, aber auch auf Bundesebene, haben zum Ziel, Intransparenz ärztlicher Behandlungspraxis und Asymmetrie zwischen Arzt und Patient zu reflektieren und möglicherweise Empfehlungen auszusprechen, die dieses paternalistische Verhältnis regulieren. Durch solche Maßnahmen könne die Differenz zwischen Experten- und Laienwissen relativiert werden, so dass eine Auseinandersetzung zwischen Arzt und Patient auf gleicher Augenhöhe möglich werde.

Ohne dass Kuhlmann explizit auf solche politischen Konzepte rekurrierte, zeigte sie anhand empirischer Ergebnisse die Macht- und Informationsverhältnisse im deutschen Gesundheitswesen auf. Der Vortrag beschäftigte sich mit der Frage, »ob die veränderten Formen der Legitimation und Distribution von Wissen eher in der Lage sind, die Machtasymmetrien insbesondere zwischen ExpertInnen und Laien zu verringern« (vgl. Kuhlmann 2004:1). Im Verlauf des Vortrages wurde deutlich, dass die angestrebte Gleichberechtigung und das geforderte Mitspracherecht der PatientInnen – also die Angleichung der Macht zwischen Arzt und Patient – trotz verbesserter Möglichkeiten der Information für PatientInnen nicht wirklich zu beobachten sei. Vielmehr stellte sich heraus, dass »die eingelagerten Machtverhältnisse [...] hinter dem Mantel der Neutralität von Information verborgen [bleiben; A.T.] und [...] so reproduziert und neu ausgebildet« würden (vgl. ebd.: S. 12). Kuhlmann, deren negativ konnotierter Machtbegriff seitens einiger Auditoren kritisiert wurde, schien mit diesem Ergebnis eher unzufrieden. Als soziologisches Projekt sähe sie die Beleuchtung der »»blinden Flecken« gesundheitspolitischer Regulierungshypothesen und Management-Strategien« (ebd.: S. 13), um möglicherweise doch noch eine Symmetrisierung der Arzt-Patienten-Beziehung zu erreichen und damit die Machtgefälle zu entschärfen.

Dieser Beitrag machte deutlich, dass das Thema »Soziale Ungleichheit – kulturelle Unterschiede« nicht lange auf seinen scheinbar normativen Gehalt – der auf Zustimmung außerhalb des wissenschaftlich-soziologischen Feldes stoßen könnte – hatte warten lassen. Stimmen aus dem Plenum, die sich nach der Individualität der »armen« PatientInnen erkundigten, bekräftigten diesen Eindruck zusätzlich.

Ähnlich politisch und normativ aufgeladen ging es auch in der Veranstaltung »Region als Dimension sozialer Ungleichheit« der Sektion Land- und Agrarsoziologie zu. Zunächst wurde von Nicole Burzan und Nadine M. Schöneck nur auf den »politisch-normativen Gedanken der sozialen Gerechtigkeit« des Grundgesetzes *verwiesen* (vgl. 2004:2). Ausgehend von diesem Anliegen, gleichwertige Lebensverhältnisse der BundesbürgerInnen rechtlich zu garantieren, untersuchten Burzan und Schöneck im Rahmen des DFG-Projekts »Konzept der Inklusionsprofile« den unterschiedlichen Grad der teilsystemischen Inklusion von 2110 BewohnerInnen Deutschlands⁸. Die vorgestellte Untersuchung hatte das Ziel, regionale Disparitäten in Bezug auf die Inklusionsprofile der Befragten zu analysieren. Ein weiteres Anliegen der Studie war auch in der Bemühung zu sehen, mit dem Konzept der Inklusionsprofile die Soziologie sozialer Ungleichheit mit differenzierungstheoretischen Aspekten zu kombinieren, denn die abhängige Variable sollte als »Merkmale sozialer Lage« die Ungleichheitsdimension wiedergeben, die unabhängige Variable »Inklusion in unterschiedliche gesellschaftliche Teilsysteme« hingegen die differenzierungstheoretische Dimension erschließen (vgl. Burzan/Schöneck 2004:5). Diese Inklusion bezog sich auf 12 Teilsysteme wie Recht, Politik, Medizin, Sport, Religion etc. Entgegen der These, dass es einen Rückstand in Bezug auf die Inklusion in ländlichen Regionen gäbe (vgl. ebd.: S. 4), zeigte sich der Inklusionsvorsprung der Gesamtheit bzw. der Großstädter als nicht allzu beeindruckend. Zwar stellte sich im Vortrag heraus, dass

8) Für die genaue Vorgehensweise und konkrete Zahlen vgl. Burzan, Nicole und Nadine M. Schöneck (2004): Gesellschaft mit beschränktem Zugang? Inklusionsprofile in peripheren ländlichen Räumen. Vortrag auf dem 32. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, München 07.10.04.

die ländlichen Regionen in fünf Fällen einen signifikanten Inklusionsrückstand in diverse Teilsysteme gegenüber der Gesamtgruppe hatten, jedoch zeigten sich auch Inklusionsvorsprünge der Peripherie gegenüber der Stadt – hier bei Sport und Familie – und der Gesamtgruppe – hier in Bezug auf Gesundheit und Medien. Zusammenfassend konstatierten Burzan und Schöneck, dass sich das Bild der Inklusion komplexer darstelle, als es auf den ersten Blick den Anschein mache, und regten dazu an, »die Facetten dieses Themas durchaus unaufgeregt zu diskutieren und weiter zu erforschen« (vgl. ebd.: S. 14).

Das ließ sich das Plenum nicht zweimal sagen. Jens Dangschat beispielsweise formulierte sofort den Vorwurf der Reproduktion eigener Erwartungen. Ebenso kritisierte er, dass Fragen der Nutzung von Kindergärten für Personen ohne Kinder keine Rolle spielten. Genauso wenig ließen sich dementsprechend BewohnerInnen ländlicher Regionen finden, wenn diese sich für den Besuch von Museen oder der Universität interessierten.

War der vorangegangene Beitrag noch darum bemüht herauszustellen, dass den Ergebnissen *keine* normative Bewertung zu Grunde läge, politisierte der anschließende Vortrag umso mehr. Anette Spellerberg – in Zusammenarbeit mit Denis Huschka und Roland Habich – richtete ihr Interesse im Vortrag ebenfalls auf ländliche Regionen und die Lebensqualität dortiger BewohnerInnen. Die Ergebnisse⁹ zeigten, dass der angenommene Stadt-Land-Unterschied in Bezug auf die Zufriedenheit der BewohnerInnen in Gesamtdeutschland weniger stark zum Ausdruck kommt als der Unterschied zwischen West- und Ostdeutschland (vgl. Spellerberg/Huschka/Habich 2004:9). Zwar bestünde für ostdeutsche ländliche Regionen die Gefahr, in Hinblick auf Wirtschaft und Demographie »in eine Abwärtsspirale zu geraten« (ebd.: S. 9), doch auf Ebene der subjektiven Empfindung sei zwischen Ost und West eine weniger stark polarisierende Tendenz auszumachen (vgl. ebd.: S. 2), da sich diese Indikatoren in beiden Landesteilen gleichermaßen verschlechternd zeigten. Im EU-Vergleich, so stellte Spellerberg heraus, seien zwar die regionalen Disparitäten innerhalb Ostdeutschlands von erstaunlicher Deutlichkeit, würden aber von dem noch größeren Unterschied im deutschen Ost-West-Vergleich übertroffen, welcher dafür spräche, »dass die Spanne bei der Lebensqualität in Gesamtdeutschland sehr weit auseinander reicht« (vgl. ebd.: S. 10). Ausgehend von diesen Ergebnissen schloss sich Spellerberg tatsächlich politischen Forderungen an, um »die negativen Entwicklungen auf dem Arbeitsmarkt und bei der Bevölkerungsentwicklung vor allem in Ostdeutschland abzumildern« (vgl. ebd.: S. 10). Doch selbst »neue Wege der Mittelvergabe« hielt die Rednerin für nicht ausreichend, »um diese Trends ganz zu stoppen oder umzukehren« (vgl. ebd.: S. 10). Sie ging sogar so weit, die Ergebnisse dahingehend zu interpretieren, dass von zwei Gesellschaften innerhalb Deutschlands gesprochen werden könnte, auch wenn das politisch nicht erwünscht sei. Doch die Daten sprächen dafür, »dass man mit Einheitswerten der Realität immer weniger gerecht wird« (vgl. ebd.: S. 10).

Das Plenum reagierte prompt mit der Kritik an solch politischen Empfehlungen im Rahmen soziologischer Untersuchungen. Auch Jens Dangschat meldete sich wieder zu Wort und wies auf die schlechte Datenqualität und die kognitive Dissonanzreduktion der Befragten im Hinblick auf die Lebensqualität hin. Er hielt die Politisierung für unangebracht und verließ seiner Ansicht Ausdruck, dass ein gewisses Maß an sozialer Ungleichheit z.B. aus arbeitsmarktpolitischen Gründen gut sei, solange es sozial kontrollierbar bliebe.

Doch eine weitere Form einer Zweiklassengesellschaft zeigte sich auch im Vortrag von Christine Resch und Hans Steinert. Sie beschäftigten sich im Rahmen der Plenarveranstaltung »Wissen, Macht und Ungleichheit in der Wissensgesellschaft« mit dem Begriff Wissensgesellschaft allgemein. Neben einer theoretischen Auffassung von Wissensgesellschaft

9) Die Untersuchung bezog sich auf das Datenmaterial des Bundesamtes für Bauwesen und Raumordnung sowie den Wohlfahrtssurvey 2001 (vgl. Spellerberg/Huschka/Habich 2004).

bzw. dem Verständnis derjenigen, welche sich als erfolgreiche Teilnehmer dieser beschreiben würden, präsentierten sie die Ergebnisse einer empirischen Studie mit 150 Frauen und Männern aus allen Bildungsschichten und allen Altersklassen, die 2003 mit Hilfe von themenzentrierten Interviews erhoben wurden. Hierbei ging es darum, im Gespräch die alltägliche Bedeutung des Begriffes Wissensgesellschaft herauszuarbeiten. Im Gegensatz zu der radikalen Auffassung Intellektueller, die nach Resch und Steinert das Verständnis von Wissensgesellschaft »von oben« hätten, das davon ausgehe, dass diejenigen die nicht daran – in Form von Wissen als Produktivkraft – teilhaben könnten, als »überflüssig« gelten, zeigte sich bei der Befragung die Wissensgesellschaft »von unten« (vgl. Resch/Steinert 2004:1f), bei welcher zwei Wissensformen unterschieden würden¹⁰. Einige der Befragten verstanden beispielsweise »Handarbeit und praktische Fertigkeiten« (ebd.: S. 4) als Wissen und zwar als solches, das sie *praktisch* jeden Tag zur Verrichtung ihrer Arbeit einsetzten. Insgesamt, so zeigte diese Studie, habe das Konzept der Wissensgesellschaft viel mit Informationsmedien und Kulturindustrie zu tun und würde durch die Hauptdimension der Konkurrenz charakterisiert. Pointe hierbei sei, dass »Konkurrenz« eine Dimension eröffnen würde, die alle betreffe – wodurch die Spaltung, die mit dem Begriff der Wissensgesellschaft impliziert wurde, relativiert werde (vgl. ebd.: S. 3f). Der abschließende Vergleich der Konzepte der Wissensgesellschaft der 60er und 70er Jahre und der Wissensgesellschaft von heute machten deutlich, dass erstere noch durch optimistische Fortschrittsgläubigkeit gekennzeichnet war, bei welcher »eine Koalition zwischen den Technokraten [...] und den ›gebildeten Arbeitern‹ gesucht« wurde (vgl. ebd.: S. 4). Letztere dagegen sei »eher eine Koalition der Gebildeten mit den Unternehmern und mit einer wirtschaftsfreundlichen Politik gegen die Arbeiter« verbunden (vgl. ebd.: S. 5). Die Referenten wiesen letztlich darauf hin, dass der scheinbare Vorteil der Intellektuellen in der Wissensgesellschaft gegenüber den Arbeitern zweifelhaft sei, da durch Rationalisierungsprozesse und Automatisierung von »wissensbasierter Arbeit« auch »innerhalb der gebildeten Schicht [...] Arbeit entwertet und Konkurrenz verschärft« würde (vgl. ebd.: S. 5).

Der abschließende Hinweis von Resch und Steinert, »die Erfahrungen ›derer da unten‹ ernst zu nehmen« (ebd.: S. 5), stieß im Plenum auf den nicht ganz unbegründeten Vorwurf der »Sozialromantik«.

Soziologie – *observed*

Die bisherigen Ausführungen sollten deutlich gemacht haben, dass es sich inhaltlich sehr wohl um die Bearbeitung des Themas »soziale Ungleichheit – kulturelle Unterschiede« handelte. In den unterschiedlichsten Vorträgen – von reiner Theoriereflexion bis hin zu empirischen Analysen mit anschließender politischer Empfehlung – wurde intensiv über den Zustand der Gesellschaft, aber auch den aktuellen Zustand der Soziologie und ihre Möglichkeiten diskutiert. Zum Schluss möchte ich nun weniger auf die Inhalte der Vorträge eingehen, als die Beobachtung der Geschehnisse innerhalb der Veranstaltungen darstellen. Hierbei werde ich teilweise auch die bis hierher vorgestellten Beiträge und Veranstaltungen berücksichtigen. Denn wie bereits angekündigt, ließe sich die Praxis eines Kongresses der Soziologie auch unabhängig vom inhaltlichen Thema beschreiben.

Der soziologische Kongress kann als spezielle Veranstaltung innerhalb des soziologisch-wissenschaftlichen Feldes bei Bourdieu betrachtet werden. Hier kumuliert all das, was sich im universitären Alltag zeitlich gestreckt zeigt, zu einem verdichteten Feld des Kampfes um wissenschaftliche Reputation und damit: um Macht. Für den Zeitraum von fünf Tagen treffen hier die

10) Wie z.B. auch Bourdieu schon zwischen explizitem und implizitem Wissen unterschieden hat (1993): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a.M.; daraus insbesondere Kapitel 1 und 5.

renommiertesten VertreterInnen eines Faches – und solche die es werden wollen – aufeinander. Hier geht es um alles oder nichts bzw. sehen und gesehen werden. Die Inhaber der universitären Macht, die nach Bourdieu im universitären Geschäft vielmehr mit der Reproduktion der Körperschaft, Gremien und Lehrveranstaltungen beschäftigt sind, stoßen auf die Inhaber der Macht der intellektuellen Prominenz. Diese »arrivierten Häretiker« zeichnen sich vielmehr durch freie Forschung, einschlägige Publikationen und einen hohen Bekanntheitsgrad aus, da sie über die Grenzen des wissenschaftlichen Feldes hinweg wahrgenommen werden. Auch wenn man die einzelnen Redner und Rednerinnen nicht direkt der einen oder anderen Beschreibung zuordnen konnte, zeigte sich in der Praxis durchaus, dass beide Seiten vertreten waren.

Schon auf der Eröffnungsveranstaltung zeigten sich die Früchte des Kampfes um wissenschaftliche Anerkennung, Titel, Auszeichnungen und Preise, durch welche weiteres symbolisches Kapital angehäuft werden konnte. Die Preise für die besten Abschlussarbeiten und Dissertationen begünstigten die AufsteigerInnen im Feld mit ersten oder weiteren Reputationen. Auch der René-König-Lehrbuchpreis versorgte die Preisträgerin mit weiterem Prestige, das im weiteren Kampf im wissenschaftlichen Feld eingesetzt werden kann. Und Auszeichnungen für hervorragende Leistungen auf dem Gebiet der öffentlichen Wirksamkeit der Soziologie oder ein hervorragendes wissenschaftliches Lebenswerk sprechen Bände in Bezug auf die bereits erreichte Stellung im wissenschaftlichen Feld. Andere renommierte Soziologen, denen hier keine Auszeichnungen verliehen wurden, reproduzierten ihr wissenschaftliches Kapital in Form einer ungeheuren Hörerschaft. Richard Sennett – als einer der bekanntesten internationalen Soziologen – füllte problemlos das Auditorium Maximum mit ca. 1000 begeisterten ZuhörerInnen. Erstaunlich hierbei war zu beobachten, dass die Statusunterschiede der Hörerschaft vor einer solchen Koryphäe des Faches völlig zu verschwimmen schienen – StudentInnen, VertreterInnen des Mittelbaus und ProfessorInnen teilten sich die spärlichen freien Plätze auf den Treppenstufen – ein Anblick, der zu regulären Vorlesungen im Rahmen eines Studiums wohl kaum vorstellbar wäre.

Ganz ähnlich verhielt es sich bei der Sonderveranstaltung »Max Weber: 100 Jahre Objektivitäts-Aufsatz und Protestantische Ethik«. Shmuel N. Eisenstadt gab sich als Max-Weber-Spezialist schlechthin die Ehre, die anwesenden SoziologInnen über die andauernde Relevanz der protestantischen Ethik und deren eurozentristische Perspektive aufzuklären. In einer fast schon rührenden Rede machte er darauf aufmerksam, dass die Suche nach Äquivalenten in anderen Modernen ausweglos sei, da sich nicht in allen Zivilisationen Protestantismus auffinden ließe. Auch hier ließen sich sämtliche renommierten VertreterInnen des Faches sehen, demonstrierten Anwesenheit und Interesse – ganz im Sinne des »Sehen und Gesehen-Werdens«. Dass Dirk Kaesler als Organisator dieser Veranstaltung es sich nicht nehmen ließ, auf seine Herausgeberschaft der neuesten Auflage der Protestantischen Ethik hinzuweisen, sollte als Beleg für die Relevanz der Herausgeberschaften und Publikationen im Feld der Wissenschaften reichen.

Die Sonderveranstaltung anlässlich Hans-Georg Soeffners 65. Geburtstags war eine weitere Gelegenheit, um die ein oder andere Bekanntschaft zu inszenieren, eigene Bekanntheit zu demonstrieren und sich somit als Teil des wissenschaftlichen Feldes in ein entsprechendes Licht zu rücken. »Kulturen der Hermeneutik – Hermeneutik der Kulturen« bot sich jedoch nicht nur als Plattform der Repräsentation an. Auch inhaltlich wurde vor allem durch Jan-Philipp Reemtsma¹¹ einiges geboten, was nicht nur – wie bspw. während der Einführung durch Jo Reichertz – in den ersten Reihen für einige Lacher sorgte. Dass sich diese Lacher in der ersten Reihe ergaben, glich ein weiteres Mal einer Praxis der Herstellung von Macht in diesem Feld, da sie durch den Hinweis Reichertz' auf die langjährige Freundschaft zwischen den Rednern und des zu Ehrenden bzw. aufgrund eines Missverständnisses, das nur die »Eingeweihten« wirklich verstehen konnten, evoziert wurden.

Die Podiumsdiskussion, bei der sich Hartmut Esser und Ulrich Oevermann als bekannte Antipoden des Faches mit dem Thema »Zum Selbstverständnis der Soziologie als Wissenschaft« auseinander setzten, stellte offensichtlich ein weiteres veranschaulichendes Beispiel für die Praxis der Akteure des wissenschaftlich-soziologischen Feldes dar. Auch wenn es seitens der Moderatoren Versuche gab, anhand von Fragen eine gewisse Struktur in diese Diskussion zu bringen, verselbstständigte sich dieses Unterfangen ziemlich schnell – auch mit dem Effekt des gekonnten »Aneinander-vorbei-Redens«¹². Was für Studierende der Soziologie hier deutlich werden konnte, war die Eingefahrenheit von Theorieperspektiven. Beide Diskutanten konnten hier – wie bei einem »Showkampf« beim Wrestling – ihre Macht und ihren Einfluss demonstrieren und reproduzieren. Durch Reaktionen aus dem Publikum konnte mal der Eine, mal der Andere von der gewaltigen Hörerschaft profitieren.

Über die, unter »Soziologie – revised«, inhaltlich reflektierten Vorträgen lässt sich nun grundsätzlich sagen, dass renommierte Themengebiete der Soziologie – meist verbunden mit Beiträgen ebenso populärer VertreterInnen – renommierte SoziologInnen anzogen. Randgebiete, wie die Ad-hoc-Gruppe zum Thema Musiksoziologie, hingegen kaum. Dieses Phänomen dürfte sich mit Bourdieu dahingehen interpretieren lassen, dass Macht über die Zurechnung von Macht angehäuft und damit sowohl auf Seiten der RednerInnen, als auch der ZuhörerInnen reproduziert werden kann (vgl. 1998:159).

Ein sehr schönes Beispiel für die Attraktivität diverser Koryphäen war auch die Veranstaltung »Transnationalismus oder Assimilation« der Sektion »Migration und ethnische Minderheiten«. Nicht nur Ludger Pries und sein Vorredner Hartmut Esser lieferten sich ein – für den Beobachter – ausgesprochen unterhaltsames Wortgefecht. Auch Provokationen aus dem Plenum – so bspw. von Armin Nassehi, welcher den Vorwurf der »ontologischen Sicherheit« an Esser richtete und darauf aufmerksam machte, dass die Untersuchung der Randbedingungen bereits eine soziologische Herangehensweise mit sich brächten – verursachten einen wirklich *sichtbaren* Kampf im Feld, denn Esser reagierte prompt, indem er Nassehis Kritik mit der direkt entgegengesetzten Provokation, er müsse endlich einmal ein Messinstrument entwickeln, kampfeslustig begegnete.

Grundsätzlich, so kann man festhalten, diene jedoch jeder Vortrag und auch jede Äußerung eines Kritikers aus dem Plenum der Erweiterung, Reproduktion und Stabilisierung des hier eingesetzten Kapitals und der damit verbundenen Macht. Somit dürfte deutlich geworden sein, dass das Kongressgeschehen auch unabhängig vom Thema immer wieder einen ähnlichen Verlauf nehmen würde. Das Thema bietet letztlich nur eine Plattform, ein Thema unter vielen eben, welches das eigentliche Geschehen erst entstehen lässt. Ohne Thema ließe sich dementsprechend auch keine soziale Praxis eines Kongresses beobachten.

Mit Luhmann betrachtet, ließe sich noch einen Schritt weiter gehen. Denn was hier mit »Soziale Ungleichheit – kulturelle Unterschiede« als Problem der Soziologie beschrieben werden könnte, dessen Lösung gerade außerhalb des wissenschaftlichen Feldes erwartet und erwünscht wäre, stellt sich für die Soziologie und deren Erhalt vielmehr selbst als Lösung

11) Der Vortrag »Krull in der Eisenbahn« war ein weiteres Glanzstück dieses Kongresses, da hier die Geschichte des Felix Krull (Thomas Mann: Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull) während einer Zugfahrt herangezogen wurde, um zu verdeutlichen, dass Vertrauen nur durch die Ernsthaftigkeit der Anwendung von Vertrauen hergestellt wird. Die soziale Praxis des Vertrauens wurde hier in hervorragend anschaulicher Weise zum Ausdruck gebracht.

12) Hier zwingt sich dem Beobachter auch der Vergleich mit den Fernsehduellen zwischen Kanzler und Kanzlerkandidat vor der letzten Bundestagswahl auf. Obwohl beide gewissermaßen das gleiche Ziel verfolgen, in diesem Fall die Stärkung des Faches, konstituierten sich autonome Gesprächsräume, die kaum für das Gesagte des Anderen empfindsam waren. Verfangen in ihrer gegensätzlichen, hier wissenschaftlichen, Perspektive konnten sie nahezu nur an sich selbst anschließen.

dar. Soziale Ungleichheit ebenso wie kulturelle Unterschiede, Differenzierung, Gesundheitsversorgung, Bildung etc. sind keine Probleme, sondern funktionale Äquivalente zum Erhalt der Soziologie. Denn die Soziologie als Wissenschaft stabilisiert und reproduziert sich selbst mit Hilfe dieser sozialen Phänomene – für welche in der Öffentlichkeit nach Lösungen verlangt wird – ohne sie lösen zu müssen. Denn würde es all diese Erscheinungen in der sozialen Welt nicht mehr geben, weil die Soziologie hierfür – zum Beispiel im Rahmen eines solchen Kongresses – Lösungen gefunden hätte, dann hätte die Soziologie als wissenschaftliche Disziplin ausgedient. Somit bleibt für mich am Ende nur der Befund, dass es der Soziologie gut gehen *muss*. Themen sind auch nach dem Kongress in gleicher Form vorhanden, so dass wir gespannt dem nächsten Kongress und dessen Praxis entgegenblicken dürfen.

Literatur

- Bourdieu, Pierre (1993): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt am Main.*
- Bourdieu, Pierre (1998): Homo Academicus. Frankfurt am Main.*
- Burzan, Nicole und Nadine M. Schöneck (2004): Gesellschaft mit beschränktem Zugang? Inklusionsprofile in peripheren ländlichen Räumen. Vortrag auf dem 32. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, München 07.10.04.*
- Hillebrandt, Frank (2004): Praxisfelder ohne System oder Funktionssysteme ohne Praxis? Vortrag auf dem 32. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, München 05.10.04.*
- Kuchler, Barabra (2004): Der Wohlfahrtsstaat bei Bourdieu und Luhmann. Vortrag auf dem 32. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, München 05.10.04.*
- Kuhlmann, Ellen (2004): Wissen, Macht und Information im Zeitalter der »Konsumenten« – neue Arrangements im Gesundheitswesen. Vortrag auf dem 32. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, München 05.10.04.*
- Luhmann, Niklas (1991): Funktionale Methode und Systemtheorie. In: Ders.: Soziologische Aufklärung 1 – Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme. Westdeutscher Verlag, S. 31-53.*
- Nassehi, Armin (2004): Die Theorie funktionaler Differenzierung im Horizont ihrer Kritik. In: Zeitschrift für Soziologie 33, S. 98-118*
- Rehbein, Boike (2004): Die Metaller – ein soziologisch homogenes Milieu? Vortrag auf dem 32. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, München 05.10.04.*
- Reemtsma, Jan-Philipp (2004): Krull in der Eisenbahn. Vortrag auf dem 32. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, München 06.10.04.*
- Resch, Christine und Hans Steinert (2004): Statuskämpfe der Wissensgesellschaft: die Nutznießer und die Ausgeschlossenen. Vortrag auf dem 32. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, München 05.10.04.*
- Spellerberg, Annette, Denis Huschka und Roland Habich (2004): Angleichung und Polarisierung: Entwicklung der Lebensqualität in ländlichen Regionen. Vortrag auf dem 32. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, München 07.10.04.*

Anika Tipp
LMU München, Inst. f. Soziologie
Konradstr. 6, 80801 München
a_tipp@web.de